



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

Der Zuchthäusler

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

Um die Mittagstunde ist der Sommerbrand liegt auf den Fluren, reißt das Korn und dürrt das geschnittene Gras auf den Wiesen. Eine brüdernde Schwüle liegt in der Luft und läßt sich ermatten die Glieder der Landleute.

Stillsch erschöpft schreitet ein etwa 40jähriger Mann den heumitigen Weg hinan, der zum Dorfe führt. Dort steht die Heide trägt einen naturgemachten hohen Stiel, ein lehrneres Hengen hängt über der ziemlich lockhaften Kleidung, ein breiter Schlaapphut bestattet das Gesicht mit den großen, dunklen Augen und dem wohl seit einigen Wochen nicht rasierten Mund.

Da steht eine Höhe einsam wie ein Hüchälter am Wege. Aufatmend tritt der Mann in ihren Schritten, um auf einem Steinblock ein wenig zu raffen. Und er läßt seine Blicke zur Höhe hinausschweifen. Es ist ihm ja alles so bekannt. Es ist auch alles so, wie vor zehn Jahren, als er die Gegend verließ. Dann schweiften seine Blicke zurück ins Thal, von wo er gekommen, und er sieht in der Ferne einen Mann heraufkommen, der auch recht zum Dorfe wie. Wohlriecht kommt er ihm, und so kann der ihm Aufschluß geben über dies und jenes.

Der Buchhändler

Um die Mittagsstunde ist's. Glühender Sonnenbrand liegt auf den Fluren, reißt das Korn und dörrt das geschnittene Gras auf den Wiesen. Eine drückende Schwüle liegt in der Luft und lähmt und ermattet die Glieder der Landleute.

Sichtlich erschöpft schreitet ein etwa 40jähriger Mann den baumlosen Weg hinan, der zum Dorfe führt. Vertrauenerweckend ist das Äußere des Wanderers nicht: die Rechte trägt einen naturgewachsenen derben Stock, ein lederner Ranzen hängt über der ziemlich schadhaften Kleidung, ein breiter Schlapphut beschattet das Gesicht mit den großen, dunklen Augen und dem wohl seit einigen Wochen nicht rasierten Kinn.

Da steht eine Eiche einsam wie ein Flurhüter am Wege. Aufatmend tritt der Mann in ihren Schatten, um auf einem Steinblock ein wenig zu rasten. Und er läßt seine Blicke zur Höhe hinaufschweifen. Es ist ihm ja alles so bekannt. Es ist noch alles so, wie vor zehn Jahren, als er die Gegend verließ. Dann schweifen seine Blicke zurück ins Tal, von wo er gekommen, und er sieht in der Ferne einen Mann heraufkommen, der auch wohl zum Dorfe will. Vielleicht kennt er ihn, und da kann der ihm Aufschluß geben über dies und jenes.

Der alte Schäferfranz ist's, der heraufkommt. Bestürzt blickt er auf, wie ihm, dem sinnend Dahinschreitenden, aus dem Schatten der alten Eiche plötzlich ein Mann in den Weg tritt.

„Tag, Schäferfranz!“

Der Angeredete staunt und blickt den Fremden groß an. „Wer sind Sie?“

„Kennst' mich nicht mehr, den Andreas Lenz?“

„Der Andreas Lenz vom Berghofe? — Tausend ja! Bist's wirklich? Hätte dich so nimmer erkannt.“ Und er nimmt die Rechte, die ihm der Fremde zum Gruße bietet, und schüttelt sie herzlich. Sie sind ja alte Bekannte.

„Aber woher kommst du nur, und wohin willst du?“ fragt der Schäferfranz dann.

„Weißt doch, daß ich eingesponnen gewesen bin, zehn Jahre lang, wegen der Geschichte im Lindenfruge?“

„Ja, ja, ich weiß, Andreas; hast mir leid getan, aber es ist nun vorbei. — Und was willst du nun machen?“

Mit seinem Stock zeigt der Andreas zur bewaldeten Höhe hin. „Dort hinauf, und dann zum Berghofe. — Gern gehe ich zwar nicht hin, aber man will und muß doch leben. — Es sind nun vier Wochen, seit ich aus dem Zuchthaus entlassen bin, und ich habe mich redlich bemüht, Arbeit zu bekommen, aber überall wies man mich ab. Sobald man meine Papiere sah,

hieß es: „Wir können Sie nicht gebrauchen.“ — Kann den Leuten ja gerade kein Unrecht geben; einen Zuchthäusler, der schon einen Totschlag auf dem Kerbholz hat, ladet sich wohl niemand gerne zu Gaste, aber wurmen tut's einen doch in der Brust, das kannst du glauben, Schäferfranz. — Und nun will ich zum Berghofe. Ich denke, der Wilhelm wird mich wieder brauchen können.“

Der Schäferfranz zuckt die Achseln: „Kannst es ja versuchen, Andreas. Aber der Wilhelm ist ein recht Feiner geworden seit dem Frühjahr, wo er Vorsteher wurde. — Dann komm nur mit.“

Die beiden Männer schreiten weiter den stauigen Weg hinauf.

„Lebt der alte Bauer noch?“ fragt der Andreas dann.

„Der ist schon mehrere Jahre tot.“

„Und wo ist die Lene geblieben, um derenthalben sich damals der Streit entspann?“

„Die ist Bäuerin auf dem Berghofe.“

„Ist's möglich?“ staunt der Andreas.

„Ja, ja, so ist's. Der alte Bauer hätte sein Jawort ja nicht dazu gegeben, aber sobald er tot war, holte sie der Wilhelm als sein Weib auf den Berghof.“

„War schon damals höllisch in die Lene vernarrt, der Wilhelm, und wäre er's nicht gewesen, so wäre der Streit unterblieben, und ich hätte nicht zu brummen brauchen.“

„Ja, ja, ich erinnere mich. Der Wilhelm war ja mit angeklagt.“

„Genau so wie ich, Schäferfranz, und er war gerade so schuldig wie ich. — Die Sachlage war so: Der Wilhelm und der große Steffen von jenseits des Waldes warben beide um das Mädchen. Beim Erntefest im Lindenkruge hatte die Lene ausschließlich mit dem Wilhelm getanzt, und der Steffen hatte sich aus Wut darüber einen Rausch angetrunken. Als der Wilhelm mit der Lene am Abend mal in den Garten gegangen war, hatte sich der Steffen hinter dem Paare hergeschlichen. Von einem Wortwechsel war es zur Schlägerei gekommen. Ich kam hinzu und sah den Wilhelm bedrängt. Die Lene floh gerade schreiend an mir vorüber ins Haus. Kurz entschlossen nahm ich eine zur Seite liegende Zaunlatte und versetzte dem Steffen damit einen Schlag. Er brach zusammen. — Nun, das andere wirst du noch wissen, Schäferfranz. Mein Schlag soll tödlich gewesen sein; ich wurde verurteilt, der Wilhelm freigesprochen. — Zehn Jahre hat man mir zudiktirt, die beste Zeit meines Lebens ist dahin, und nun, wo ich wieder in Freiheit gesetzt bin, weiß ich nicht, wo ich bleiben soll. — Darum will ich zum Berghofe; dort, wo ich früher im Dienste gewesen, wird man mich auch hoffentlich jetzt wieder brauchen können. Der Wilhelm wird den Zuchthäusler doch wohl nicht von sich weisen. Um feinetwillen bin ich doch nur geworden, was ich bin.“

„Ich wünsche dir guten Erfolg, Andreas. Hoffentlich hat der Wilhelm doch noch etwas Gefühl in der Brust, und dir mag's dann leicht noch ganz gut gehen. Vertraue auf unsern Herrgott. Da liegt der Berghof. Mein Weg führt dorthin. Hoffentlich sehen wir uns bald wieder.“

Ein herzlicher Händedruck, und der alte Schäferfranz schreitet durch die Buchen dahin.

Der Andreas ist allein. Fast senkrecht fällt die Anhöhe vor ihm ab; ein schmaler Fußpfad führt von hier zum Berghofe hinunter, der zu seinen Füßen ausgebreitet liegt. Hinter dem Hofe bis zum Dorfe hin dehnen sich fruchtbare Kornfelder aus, weit seitwärts erkennt er den großen Teppich der Wiesen, auf denen das Heu in unzähligen Haufen zur Einfahrt bereit liegt. Begierig saugt er den süßen Heuduft ein, und er gedenkt der Zeit, wo auch er auf den Wiesen mit den schäfernden Mägden gearbeitet. Und vor ihm der Hof, just noch wie vor zehn Jahren liegt er da. Weit offen steht das Scheunentor, unter der Linde stehen die Leiterwagen mit Heugabeln und Rechen. Und wie er noch eine Weile steht und sinnt, da öffnen sich die Türen des Pferdestalles. Die Knechte schirren an, die Mägde steigen auf den Wagen, dann geht's hinaus zu den Wiesen. Einen Augenblick wird in der Türöffnung die Gestalt eines kräftigen Mannes sichtbar, der dem Wagen nachblickt; es ist Wilhelm Ralf, der Besitzer des Hofes. Auf den ersten Blick

hat ihn der Andreas erkannt; ob auch er ihn wiedererkennen wird? —

Und er wagt den Abstieg, etwas beflommen zwar, dennoch voll Hoffnung.

Der Hund schlägt an und zerrt an der Kette, wie er den Hof betritt. Er schmalzt mit der Zunge und ruft: „Hektor! Hektor!“, aber es scheint ein anderer als damals zu sein. — Wenn nur der Bauer kein anderer geworden ist.

Auf der großen Tenne tritt ihm Wilhelm entgegen.

„Was wollen Sie?“ fragt er in scharfem Tone. „Um Arbeit möchte ich bitten, Herr Ralf, weiter nichts.“

„Landstreicher kann ich nicht gebrauchen. Machen Sie, daß Sie weiter kommen.“

„Herr Ralf, ein Landstreicher bin ich nicht, und wenn ich bis jetzt keine Arbeit bekam, so ist es nicht meine Schuld allein,“ antwortet der Andreas mit zitternder Stimme. „Kennen Sie mich denn nicht wieder? Ich bin der Andreas Lenz.“

Ralf tritt einen Schritt zurück. „Du bist der Andreas, der Lump, der den Steffen erschlagen?“

Es zuckt in Andreas' Gesicht, fester umspannt seine Hand den Stock, aber mit Gewalt beherrscht er seinen aufsteigenden Zorn.

„Herr Ralf, auch ein Lump bin ich nicht. Gerade Sie kennen mich, und Sie wissen auch, weshalb

ich damals vor zehn Jahren den unglückseligen Schlag getan. — Es konnte auch anders kommen, und statt des langen Steffen konnte auch der Wilhelm Ralf von diesem erschlagen werden. — Ich habe den Schlag schwer büßen müssen . . .“

„Warum tatest du's?“ unterbricht ihn Ralf. „Es hatte dir niemand geraten, ein Totschläger zu werden. Ich sicher nicht.“

Einen Augenblick ruhen Andreas' Augen vorwurfsvoll auf seinem ehemaligen Freunde. Er fühlt es kochen in seiner Brust, und wäre er ein Lump, wie ihn jener genannt, wer weiß, wer weiß, was er jetzt schon wieder getan.

„Auf die Worte habe ich keine Antwort, Herr Ralf,“ spricht er schließlich mit gedämpfter Stimme. „Eins nur kann ich Ihnen sagen: Ich habe mich redlich um Arbeit bemüht, aber man wies mich überall ab; da blieb mir nur die Hoffnung, daß Sie mich wohl gebrauchen könnten und deshalb kam ich hierher. Sie wissen, daß ich arbeiten kann, Sie haben mich früher wegen meiner Arbeit überall gelobt. Wollen auch Sie mich nun fortweisen?“

„Einen Zuchthäusler will ich nicht unter meinem Dache haben.“

„Wilhelm — Herr Ralf — durch Sie doch nur . . .“

„Herunter vom Hofe!“

Mit rohem Griff faßt der Bauer den Mann in den Nacken, um ihn hinauszuschieben. Gewandt entzieht sich Andreas der rücksichtslosen Behandlung.

„Ich kann schon allein gehen, Herr Ralf,“ spricht er mit zitternder Stimme, wirft einen Blick voll Verachtung auf den lieblosen Hofbesitzer, den er einst Freund genannt, um dessentwillen er ins Unglück gekommen, und schreitet vom Hofe, denselben Weg, der ihn hergeführt. Und er trägt sein Weh wieder hinauf zur Höhe, wo er soeben noch voller Hoffnung gestanden. Nur wenige Schritte macht er unter den Buchen, dann sinkt er ermattet ins Gras; er bleibt liegen und grämt und quält sich über die Hartherzigkeit und Unbarmherzigkeit der Menschen. Und das Weh in seiner Brust erschließt seinen Tränen den Lauf, die nun wie ein wohlthuender Sommerregen durch seine Hände rieseln. — Allmählich wird's ihm wieder leichter und ruhiger ums Herz, und um das „Was nun?“ und „Wohin?“ macht er sich keine Sorge, so dunkel auch seine Zukunft vor ihm liegt. — „Vertrau auf Gott,“ hat ihm der alte Schäferfranz beim Abschiede gesagt. Ob der wohl den Ausgang seines Unternehmens geahnt? — So liegt er da im kühlen Schatten der Buchen, eine ganze Weile, dann schließen sich vor Ermattung die müden Augenlider, und ein wohlthätiger Schlummer benimmt ihm allen Gram und alles Leid. —

In die Küche tretend, trifft Ralf seine Frau.

„Das war der Andreas Lenz, der eben hier war?“ fragt sie, ohne aufzublicken.

„Hast du's gehört, Lene?“

„Ja, alles, und ich meine, du hättest ihn auch nicht fortschicken sollen. Arbeit hast du doch jetzt genug.“

„Du nimmst Partei für den Zuchthäusler?“ Finster blickt der Mann zu der arbeitenden Frau hin.

„Nenne es nicht so, Wilhelm,“ entgegnet die Frau vorwurfsvoll, „aber beachte doch einmal die Umstände, die ihn ins Zuchthaus geführt haben. — Nun, wo er wieder arbeiten will und muß, um ordentlich leben zu können, stößt man ihn fort wie einen Hund. Du aber solltest die gebotene Hand ergreifen und ihm Arbeit geben, damit wieder ein ordentlicher Mensch aus ihm wird. — Du hast früher selbst oft gesagt, daß der Lenz nicht schlecht gewesen sei, aber die Härte und Lieblosigkeit der Menschen kann, ja, muß ihn schließlich auf schlechte Wege bringen. — Hast du das auch alles bedacht?“

Grollend hat Wilhelm bei den Worten seiner Frau aus dem Fenster geblickt, jetzt, da sie geendet, fährt er jäh herum.

„Ich hab's gesagt, und dabei bleibt's: der Lump kommt nicht wieder auf den Hof.“

Mit großen Schritten durchmisst er die Küche, um dann auf die Tenne hinauszugehen. Im Rahmen der Thür wendet er sich noch einmal um.

„Ich gehe auch hinaus auf die Wiesen, damit das Heu bald hereinkommt. Es kann leicht ein Wetter geben. — Die Anna muß auch mit.“

„Die Anna muß ich im Hause behalten.“

„Für ein paar Stunden mußt du allein fertig werden können.“

Die Thür ins Schloß werfend, geht der Mann hinaus. Auf der Tenne ruft er die Anna, dann eilt er mit dieser den Wiesen zu, ab und zu besorgt nach Westen blickend, wo sich dunkle Gewittertürme aufrichten. Dumpf rollender Donner erschüttert die drückende Schwüle, als er bei den Leuten eintrifft. —

Wie lange der Andreas auf der Höhe im Schlaf gelegen, weiß er nicht. Ein heftiger Donnerschlag läßt ihn plötzlich auffahren, und wie er nun die Blicke umherschweifen läßt, sieht er das ganze Firmament von schwarzen Gewitterwolken bezogen, aus denen ab und zu ein Blitz wie ein warnendes Signal aufleuchtet. Weiter vortretend, sieht er hinab zum Berghofe. Gerade haben die Knechte wieder ein Fuder Heu eingebracht, und nun geht's wieder in saufendem Galopp mit einem leeren Wagen zur Wiese zurück. Sinnend und seine Gedanken spinnend, blickt der Andreas dem Gefährt nach, eine ganze Weile, bis er es fast nicht mehr erkennen kann. Wieder und wieder rollt der Donner, die Luft wird immer schwüler und benimmt ihm den Atem. Da endlich fallen die ersten erfrischenden Tropfen, erst einzeln, dann zahlreicher, und bald

rauscht ein gewaltiger Regen hernieder, der die lechzende Natur erfrischt und erquickt. Der einsame Mann auf der Höhe zieht seinen Schlapphut tiefer ins Gesicht und drückt sich an den Stamm einer alten Buche, die schützend ihr Laubdach über ihn ausbreitet. Er findet den Baum mitleidiger als die Menschen, die ihn von Haus und Hof jagen. Und die glühenden Blitze zucken Schlangen gleich durch die Wolken. Furchtlos schaut der Andreas in das Toben der Elemente, und er sinnt und spinnt wieder seine Gedanken . . . Wenn so ein Blitzstrahl käme und ihn träfe, daß er tot zu Boden fänke; es wär ihm halt schon recht. Nachweinen tät ihm niemand, und er wär wohl geborgen und brauchte nicht mehr den Schimpf und Spott der Menschen zu erfahren. Und nach dem Tode sind alle gleich. Da gibt's nicht mehr Zuchthäusler und auch nicht mehr prohige Bauern, wie der Wilhelm Ralf einer ist, der so . . .

Ein gewaltiges, blendendes Feuer hüllt für eine ein, der sich bebend bekreuzt und seinen Gedanken-Sekunde das weite Thal, den Wald und den Andreas gang unterbricht. Und ein Krachen hallt durch die Luft so scharf, als ob ein wuchtiger Hammer herniederfauste und alles zerschmetterte.

Wie der Andreas die geblendeten Augen wieder aufschlägt, haften sie auf dem Berghofe, und er sieht, wie aus dem Dache des Wohnhauses gierig züngelnde Flammen empor schlagen und sich mit den schwarzen

Rauchwolken vereinen, die den Giebeln und Fugen entquellen. Einen Augenblick stockt ihm der Atem. Dann schießt's ihm durch den Kopf, sekundenlang: was nun der hartherzige Bauer, der Wilhelm, wohl sagt, der ihn vom Hofe wies? —

Nun stürzt aus der Tonnentür, die ebenfalls schon vom Feuer ergriffen ist, schreiend und händeringend eine Frauengestalt: die Lene. Sie reckt die Arme nach einem im zweiten Stock gelegenen Fenster auf, aber niemand ist da, der ihr zur Hilfe eilt.

„Zu Hilfe! Feuer! Feuer!“ schreit der Andreas wie besinnungslos, allein niemand vernimmt seinen Ruf. Dann eilt er unter Zurücklassung seines Stabes und seines Ranzens in saufendem Lauf die Höhe hinab, dem Berghofe zu.

Der dumpfe Ton der Brandglocke des Dorfes dringt zu ihm herüber und spornt seine Kräfte.

Reuchend und triefend von Regen und Schweiß ist er auf dem Gehöft angelangt, das er vor kurzem beschimpft und entehrt verlassen mußte. Doch er gibt diesen Gedanken nicht Raum.

„Ist noch wer drinnen?“ schreit er, wie er auf die Frau zustürzt.

„Der Kleine, Andreas, aber im Bett in der Kammer.“

„Dann nur hinein!“

„Die Treppe brennt bereits!“ ruft ihm das Weib nach.

Er aber hört's nicht. Mit einem kühnen Sprunge durch die brennende Tennentür ist er auf der Deele, nun sieht er's selber: von hierher ist ein Eindringen unmöglich. — Zurück fliegt er auf den Hof. —

„Eine Leiter!“

„Dort unter der Linde,“ entgegnet ihm das schluchzende Weib.

Mit Aufbietung aller Kräfte schleppt Andreas die schwere Leiter herbei, lehnt sie an das Fenster und klettert hinauf, von Blut und Qualm umwogt. Im nächsten Augenblicke ist er im Innern der Kammer verschwunden.

Voll Furcht und Hoffnung blickt die Frau zum Fenster auf.

Da kommen die ersten Dörfler gerannt.

Jetzt erscheint der Andreas wieder im Fenster, im Arm hält er den bewusstlosen dreijährigen Knaben. Ein Schwung, und er steht wieder auf der Leiter. Die vor Rauch schmerzenden Augen geschlossen, steigt er hinab, wo die Hände der Mutter und der Dörfler sich ihm entgegenstrecken. Schon fühlt er die Last seinen Armen entnommen, ängstliche Schreie werden laut, da wird er zu Boden geschmettert. Ein brennender Giebelbalken hat ihn getroffen; Funken und Flammen sprühen um ihn her.

Ächzend und stöhnend wird er von den Leuten in eine Scheune getragen und auf ein Bund Stroh niedergelegt.

In rasendem Galopp, quer über die Äcker, naht dem brennenden Gehöft nun ein Reiter. Am Hofzaun springt er von dem abgehezten Tier.

„Wo ist meine Frau?“ gellt sein angstvoller Ruf durch die Leute.

„Dort in der Scheune,“ antworten mehrere Stimmen.

Im Scheuneneingang sitzt auf einem Holzkloß die Lene. Auf ihrem Schoße ruht der Knabe, ihr einziges Kind. Einige ältere Männer sind um ihn beschäftigt, ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen. Endlich regen sich die kleinen Glieder, ein wimmerndes Weinen wird hörbar. In diesem Augenblick tritt der Vater hinzu.

„Was ist's mit dem Kleinen, Lene?“

„Gott sei Dank, daß er gerettet ist,“ kommt es mit einem schweren Seufzer stoßweise aus dem Munde der geängstigten Mutter.

„Just, als wir auf den Hof kamen, kam der Fremde mit ihm aus dem brennenden Hause, Wilhelm,“ spricht ein alter Dörfler.

„Ein Fremder?“ Fragend blickt er seine Frau an, der die hellen Tränen noch immer aus den Augen perlen.

Das Weib schlägt die feuchten Augen vielsagend zu ihm auf und antwortet: „Der Andreas Lenz. Er war der erste auf dem Hofe, und hat das Kind den Flammen entrisen.“

„Der Andreas?“ Gedehnt klingt die Frage.

Wilhelm fühlt sich am Arm gezogen und wendet sich um.

„Kommt, Ralf,“ spricht mit zitternder Stimme ein Mann, „bedankt Euch bei dem Retter Eures Kindes, leicht könnte es nachher zu spät sein.“

„Wo ist der Andreas?“

„Dort an der Seite liegt er auf dem Stroh. Ein brennender Balken hat ihn getroffen.“

Mit einem Satz ist der Bauer bei dem Verunglückten. Stöhnend liegt der auf seinem Lager, blutiger Schaum steht ihm vor dem Munde.

Einen Augenblick steht Wilhelm wie erstarrt da. Dann öffnen sich die Augen des Daliegenden, und ein Weilchen ruhen sie ernst, mahnend, vorwurfsvoll auf dem Besitzer des Berghofes. Da ist's mit Ralfs Fassung vorbei. Er schluchzt auf, sinkt neben dem Verunglückten nieder und umspannt mit beiden Händen die schlaff zur Seite liegende Rechte.

„Andreas, Andreas, ich bin hier, Wilhelm! Du mußt mir verzeihen, hörst du, verzeihen!“

Erschüttert treten die Männer bei diesem Schmerzensausbruch zurück.

Noch einmal öffnen sich Andreas' Augen, dann stammelt der Mund: „Ich verzeihe dir, Wilhelm. — Aber ein Lump — war ich nicht.“

„Nein, Andreas, das warst du nicht. — Wie soll ich dir helfen?“

„Dank dir. — Es geht zu Ende. — Laß den Pastor holen.“

Wilhelm wendet sich zu den Leuten: „Am Zaun steht das Pferd. Jage einer zum Doktor und zum Pastor. Und wenn der Gaul stürzt, nur schnell!“

Im nächsten Augenblick fliegt einer auf dem Tier dahin, dem Dorfe zu.

Nach Verlauf einer halben Stunde etwa tritt der Pfarrer an den Verunglückten heran, um seine edelmütige Seele zu stärken für die Reise in die Ewigkeit.

Und dann kommt der Arzt des Leibes. Allein seine Kunst ist an dem Andreas vergebens.

„Herr Doktor, versuchen Sie Ihr Möglichstes,“ fleht Ralf, „und wenn es ein halbes Vermögen kostet.“

„Es geht zu Ende! — Keine Rettung, Herr Ralf!“ antwortet der in gedämpftem Tone.

In vollem Glanze strahlt die Abendsonne auf die erfrischte Erde nieder. Sie gleitet über die rauchenden Trümmer des Hauses und wirft auch einen Blick auf das Strohlager, auf dem soeben ein Todwunder die Augen zum ewigen Frieden geschlossen hat: Andreas, der Zuchthäusler.
